

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 5 (1955)

Heft: 2

Artikel: Johannes von Müller und Christian Gottlob Heyne

Autor: Bonjour, Edgar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-78643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JOHANNES VON MÜLLER UND CHRISTIAN GOTTLÖB HEYNE

VON EDGAR BONJOUR

Unter den vielen Freundschaften Müllers eignet derjenigen mit dem Altertumsforscher Heyne eine seltene Dauer, eine charakteristische Steigerung und ein besonderer Gehalt: Sie erstreckt sich ohne große Unterbrechungen von der ersten Studienzeit bis in die letzten Lebenstage Müllers. Ursprünglich nur ein leichter Kontakt zwischen Schüler und Lehrer, hierauf ein vorwiegend fachlicher Gedankenaustausch zwischen Gelehrten, entwickelt sie sich später zu einer engen Zusammenarbeit und innigen Verbundenheit — während sonst Müllers Freundschaften gewöhnlich als hochloderndes Feuer begannen, das allmählich verglomm. Müllers Beziehungen zu Heyne beruhten auf gegenseitiger Sympathie, wurzelten jedoch in ihrer gemeinsamen Humanistenliebe zur Antike; «et ego antiquorum hominum sum», versicherte Müller seinem Freund. Beide lebten in fast täglichem Umgang mit den Alten. Die Bildungsidee des Neuhumanismus, wie sie später etwa ein Wilhelm von Humboldt verkündigte, ist schon von ihnen in eigenartiger Weise vertreten worden.

Das äußere Leben der beiden zeigt starke Kontraste. Allein schon der Altersunterschied — er betrug dreiundzwanzig Jahre — scheint erheblich¹. Auch das Herkommen war ungleich genug: Müller entstammte dem angesehenen Pfarrergeschlecht einer schweizerischen Kleinstadt, Heyne wuchs als Sohn eines einfachen Leinewebers in einer sächsischen Großstadt auf. Während Müller in seinem Vaterhause reichste Anregung genoß und den Weg zur akademischen

¹ Chr. G. Heyne (1729—1812), J. v. Müller (1752—1809).

Ausbildung ohne Hindernisse beschreiten konnte, mußte sich Heyne aus dürftigster Umgebung mühevoll zu den Studien emporkämpfen. Nach den in Schaffhausen verbrachten Jugendjahren spielte sich Müllers Dasein auf den verschiedensten und glänzendsten Schauplätzen Europas ab: in Genf, Bern, Kassel, Mainz, Wien, Berlin; Heyne dagegen wirkte in unbeirrbarer Stetigkeit von dem einen Mittelpunkt Göttingen aus. Müller wechselte leicht die Berufe, war nacheinander Bibliothekar, Diplomat, freier Gelehrter, Publizist, Unterrichtsrektor; demgegenüber blieb Heyne zeit seines Lebens dem gleichen akademischen Lehrstuhl treu.

Über die Verschiedenartigkeit ihrer Anlagen und Schicksale hinweg fühlten sich die beiden durch die gleiche Richtung ihrer Interessen verbunden. Diese galten in erster Linie der Erforschung und Darstellung der Vergangenheit, ihrer staatlichen Struktur sowie ihrer kulturellen Leistung. Der eigentlichen Spekulation und metaphysischen Forschung gleichermaßen abhold, bemühten sie sich um eine differenzierte, gerechte Erfassung der geschichtlichen Wirklichkeit und historischen Individualität; deshalb gehörten Montesquieu und Herder zu ihren Lieblingsschriftstellern, englischem Wesen wandten sie ihre Neigung zu. Nachdem sie beide mehrere Stadien der religiösen Entwicklung von der Schwärmerei bis zum Unglauben durchgemacht hatten, erfüllte sie ein einfacher Christenglaube, der allerdings bei Müller bekenntnishaftere Form annahm. Beide führten einen ausgedehnten Briefwechsel, der nach Umfang und Internationalität auch im 18. Jahrhundert, im vorzüglichsten Zeitalter des Briefes, seinesgleichen sucht. Müllers unveröffentlichte Briefe an Heyne, die handschriftlich in der Schaffhauser Stadtbibliothek aufbewahrt werden², bilden die Quellengrundlage der folgenden Ausführungen. Nur ausnahmsweise sind die von Maurer-Constant 1839 publizierten Briefe Heynes an Müller herangezogen worden.

Als Müller anno 1769 an die Universität Göttingen zog, vertrat Heyne hier schon seit einigen Jahren die Altertumswissenschaften. Aus Müllers Korrespondenz ist nicht ersichtlich, daß dieser akademische Lehrer ihm außer den üblichen Anregungen tiefere Bildungs-

² Mi Müll 98.

erlebnisse vermittelt hätte; die Theologen und Historiker waren Müllers bevorzugte Dozenten. Bei seinem stets wachen altphilologischen Interesse und bei seiner Liebe zum Altertum scheint es indessen undenkbar, daß er nicht auch die Einwirkungen Heynes erfahren hätte. Sicher ist er nicht nur dem Ordinarius der klassischen Philologie, sondern auch dem Bibliotheks-Kurator Heyne nähergetreten; denn mehrmals erwähnte er die Herrlichkeiten dieser Büchersammlung. Kaum nach Schaffhausen zurückgekehrt und hier als Griechischlehrer tätig, schickte er dem Göttinger Professor einen seiner Schaffhauser Bekannten, v. Meyenburg, zur akademischen Ausbildung. In dem Empfehlungsschreiben, das er diesem für Heyne mitgab, schrieb Müller am 24. Juli 1772: «Der Überbringer dieses Briefes hat sich mit seltenem Eifer und mit dem glücklichsten Erfolge auf die griechische Literatur von lange her gelegt. Ich wurde gefragt, von wem er in diesem Fache, in diesem *wichtigen* Fache der Gelehrsamkeit, in Niedersachsen vorzüglich lernen könnte. Wer konnte mir früher einfallen als Ew. Wohlgeboren, als der verdienstvolle würdige Nachfolger Geßners³, als der Mann, den selbst der Neid verehren muß? Es gibt außer den öffentlichen Vorlesungen noch andere Mittel, durch welche Lehrer auf Universitäten Genies von solcher Art, von solchem Enthusiasmus für die Wissenschaften, durch Rat und Unterstützung erheben können. Ich habe Ew. Wohlgeb. Gefälligkeit selbst hierin erfahren.»

In der Folge tauschten Müller und Heyne gegenseitig ihre Publikationen, ohne sich aber besonders näher zu kommen. Immerhin wurde Müller in der Familie Heynes herzlich begrüßt. Aber es ist noch der geistreich-elegante Ton im Stil und in der Sprache Voltaires, mit dem sich Müller am 18. September 1781 an Heyne wendet: «Vous m'avez envoyé, mon cher Monsieur, un programme excellent et je vous envoie un qui est assez mauvais: Souvent en faisant du bien, l'on en retire du mal. Consolez-vous donc avec tous les autres grands hommes et bienfaiteurs de l'humanité à qui cela ne cesse d'arriver. Toutefois si le programme est mauvais, j'ose dire qu'il n'en est pas de même avec le cœur de celui qui vous l'envoie et qui est tout à vous.»

³ Johann Mathias Geßner (1691—1761), Professor der Beredsamkeit zu Göttingen.

Bisher hatte Müllers Briefwechsel mit Gelehrten dem eingestanden Hauptzweck gegolten, wissenschaftliche Fragen zu klären und schwer erreichbaren Urkundenstoff zusammen zu bringen. Die Angesprochenen mußten ihm seltene Handschriften und Bücher leihen — in Müllers Augen heilige Vermächtnisse vergangener Geschlechter, womit er sein umfassendes Geschichtsbild der Eidgenossenschaft entwarf. Den Altertumsforscher Heyne aber hat Müller nicht in den Dienst seines Lebenswerkes gestellt, ihn nicht zum Mitarbeiter seiner Geschichtschreibung gemacht; er führte mit ihm keine eigentlich fachliche Korrespondenz⁴. Seine Briefe an Heyne enthalten vornehmlich Freundschaftsbezeugungen und Meinungsäußerungen über Fragen des gelehrten Lebens. Müller blieb hier mindestens so sehr der Gebende wie der Nehmende.

Dagegen war es Heyne, der die Dienste der jungen literarischen Berühmtheit für seine Zeitschrift in Anspruch nahm. Schon früh erkannte er die hervorragenden Rezensentenfähigkeiten Müllers und suchte ihn deshalb für die Mitarbeit an den Göttinger Gelehrten-Anzeigen zu gewinnen. Er schickte ihm Neuerscheinungen, dankte für eingegangene Besprechungen, lobte sie und ermunterte Müller zu weiteren Rezensionen. Aber er nahm auch regen Anteil am Fortgang der «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft», an Müllers Berufssorgen und an dessen persönlichem Wohlergehen. Die Briefe wurden bald inniger; Heyne versicherte seinen Korrespondenten warmer Liebe und Freundschaft und bot ihm «Herz und Hand und ewige Dankbarkeit an». Er verstieg sich sogar zu der Klage: «Warum mußte das Glück mir nicht zu Teil werden, mit ihnen an *einem* Ort zu leben! Wie viele Saiten meiner Seele bleiben nun unberührt.» Immer wieder predigte er Müller Beharrlichkeit in der Verfolgung seines Zieles, gründlicher Geschichtsforscher und nützlicher Geschichtschreiber zu werden. Seine wahre Berufung liege darin, Historiograph der Deutschen zu sein. Die große Arbeitslast, die in Mainz auf Müller wartete, ängstigte Heyne keineswegs: «Ein lebhafter Geist wie der Ihrige kann wie ein mutig Roß nur

⁴ EDGAR BONJOUR, *Mitarbeiter des jungen Johannes von Müller*; Neue Zürcher Zeitung, Literatur und Kunst Nr. 355, 1954. — Derselbe, *Bernische Korrespondenten des jungen Johannes von Müller*; Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Heft 2, 1954.

durch anhaltende Arbeit gebändigt und folglich beruhigt und glücklich gemacht werden.»

Während der Revolutionszeit scheint die Korrespondenz eine Zeitlang geruht zu haben. Heyne nahm sie wieder auf, als er einen aus England an Müller gerichteten Brief weiterbeförderte: Er benütze die Gelegenheit, sein Andenken bei einem Manne zu erneuern, den er von frühern Jahren her geschätzt, geehrt und bewundert habe. Müllers Übersiedlung von Wien nach Berlin fand den lebhaftesten Beifall Heynes; nun solle Müller sich vor allem der Geschichtsmuse widmen: «Ließen mich meine hohen Jahre nur noch die Früchte erleben!» Heyne war es auch, der den Historiker A. H. L. Heeren bewog, eine Rezension der Neuausgabe von Müllers Schweizergeschichte zu schreiben, jene schöne, verständnisvolle Besprechung, die Müller aus einer tiefen Gemütsdepression erlöste und zu neuem Schaffen ermunterte⁵.

Eine unerwartete Intensivierung der Korrespondenz brachte Müllers Eintritt in den westfälischen Staatsdienst. Mit der Übernahme der Generaldirektion des öffentlichen Unterrichts rückte Müller zum Vorgesetzten Heynes auf; denn ihm unterstand jetzt — neben einer Anzahl anderer Universitäten — auch Göttingen, sein Göttingen, das ihm die erste akademische Ausbildung vermittelt und das er seither hoch verehrt hatte. Wie freudig im ganzen gebildeten Deutschland Müllers Ernennung begrüßt wurde, beschreibt Heyne in seinem vor der Göttinger Sozietät der Wissenschaften gehaltenen Nachruf auf Müller: «Erat incredibilis popularium favor, cum summa de viro tanto in tali loco constituto expectatione. Omnino vix meminimus e summis viris litteratis quem tanto amore ac favore tantaque admiratione et affectu prosecuta sit iuventus Germaniae; quam ille nec minus sibi devinxerat morum facilitate, aditu, colloquio, comitate et benignitate erga adeuntes se»⁶.

Das Billett, womit Heyne der neuen westfälischen Exzellenz sich als alter Verehrer ins Gedächtnis zurückrief und ihr die Universität Göttingen ans Herz legte, war ganz im Ton obödienten Respektes

⁵ EDGAR BONJOUR, *Johannes von Müller und A. H. L. Heeren*; Sonntagsbeilage der National-Zeitung Nr. 131, Basel 1954.

⁶ *Commentationes societatis regiae scientiarum Göttingensis*; Chr. G. HEYNE; *Memoria Joannis de Muller*, S. 7.

gehalten. Müller ersetzte ihn sofort durch den ungekünstelten Klang aufrichtiger Freundschaft. Es war ihm hochwillkommen, bei der Neuordnung des Unterrichtswesens einen Bekannten vorzufinden, der schon den zwei vorangegangenen Kuratoren der Universität Göttingen als Vertrauensmann gedient hatte und in der Universitätsverwaltung reiche Erfahrung besaß. Er beriet fortan alle vor kommenden Geschäfte bis ins Detail mit Heyne, was die Korrespondenz stark anschwellen ließ. Sie legt Zeugnis ab von dem Geiste rückhaltlosen gegenseitigen Vertrauens. Die gemeinsamen Sorgen und der gemeinsame Kampf für die Erhaltung Göttingens führten zu einem noch innigeren Zusammenschluß, der gleichsam die Krönung des langdauernden Freundschaftsbundes darstellt. Müller bezeugte dem alten Gelehrten: «Sie waren mir immer ehrwürdig; aber nie mehr als in der Geistesgegenwart und in dem hohen Mut, in welchem Sie jetzt hervorleuchten. . . Ich umarme Sie, den Mann besserer Zeiten, Verehrungswürdigster.» Und der sonst gar nicht überschwängliche Heyne replizierte mit der Anrede: «mein herzlich Verehrter und Geliebter.»

Die akademischen Geschäfte füllten jetzt fast ausschließlich diese Korrespondenz, wodurch sie hohen Quellenwert für die Göttinger Universitätsgeschichte gewinnt⁷. Müller betrachtete den Freund wie seinen Universalkorrespondenten. Er ermahnte ihn: «Wir müssen uns im Vertrauen alles sagen, damit man sich zu benehmen wisse.» Ohne Unterlaß informierte Heyne den Unterrichtsdirektor und wünschte ihm sehnlichst Gelingen bei seinem schwierigen Werk: «Und nun, edler, mir ins Herz geschriebener Freund, um mir den pindarischen Ausdruck zu erlauben, rufe ich die Schicksalsgöttinnen und Moiren über Sie an, daß sie Ihre Bemühungen mit Erfolg bekrönen, in Ihrem großen Kampf zur Seite stehen und alle sich entgegenstellenden Ungeheuer, Harpyien, Eumeniden und Gorgonen verscheuchen.» Wenn immer Müller Demissionsabsichten andeutete, beschwor ihn Heyne zum Ausharren: «Halten Sie gleichwohl das Steuerruder fest, und lassen Sie es sich durch keinen Windstoß aus der Hand schlagen — fortiter occupa portum; denken Sie wie der

⁷ EDGAR BONJOUR; *Johannes von Müller als Beschirmer deutscher Universitäten*; Historische Zeitschrift, München 1955.

rhodische Schiffer: at, o Neptune, navem hanc scito non nisi rectam demergi.»

Es ist rührend zu sehen, wie Müller, in Finanzsachen so unbeholfen und selber dauernd in Geldschulden steckend, sich zunächst einmal angelegentlich darum bemühte, daß den Professoren ihre Gehälter ausbezahlt würden. Immer wieder erkundigte er sich besorgt, ob wirklich alle Universitätsdozenten und Sozietätsmitglieder regelmäßig ihr Salär erhielten. Er tat sich auf das gute Funktionieren der Entlohnung sogar allerhand zugute. Als er den — unausgesprochenen — Vorwurf spürte, die Zusagen der staatlichen Behörden seien zwar glänzend, ihre Erfüllung aber «wie sie sein mag», schrieb er entrüstet seinem Freunde: «Sind Sie nicht, samt der ganzen Göttinger Akademie, seit einem Jahr genau bezahlt worden? Und... gleichwohl bleibt geborgen, wer auf der Georgia Augusta ist.» Um die Professorengehälter zu sichern, drängte er auf Annahme seines Budgets durch den Ministerrat: «Alsdann wird provisorisch aus dem trésor public bezahlt, für die Deckung des sich ergebenden Defizits aber von dem an ernstlich auf ways and means gedacht.» Nur ein günstiges Ergebnis seiner Verhandlungen könne auch ihm das Leben wieder heiter machen. Zwar bedaure er heftig, seinen Studien sich entrissen zu sehen. Aber: «Was ist zu tun, als alle Kräfte des Geistes und alle Macht des Kredits und persönlicher Verbindungen für die Erhaltung dessen vereinigen, was uns immer das Liebste und Größte gewesen.»

Um jedoch die finanzielle Stellung des Lehrkörpers zu sichern, mußte vermieden werden, daß die bisherigen Einkunftsquellen der Universitäten versiegten. Müller verteidigte sie gegen die Angriffe der neuen Verwaltung auf die übriggebliebenen Fonds, zunächst mit einigem Erfolg. Er wählte optimistischerweise, den Verlust mehrerer Stiftungsgüter nur dem linkischen Vorgehen der Administration zuschreiben zu sollen: «So verlieren Göttingen, Helmstedt und wie viele Schulen ihre Dotation, wo hingegen an der Elbe Kloster-Bergen und alle die herrlichen Stiftsgüter dem armen Marburg, ja Rinteln, all das Ihrige ungestört blieb. In der Tat, was brauchen wir Güter, die ihre geheiligte Bestimmung längst gehabt und von welchen der Landesherr (dem sie seit vielen Jahrhunderten nie unmittelbar zugehörten) keinen Pfennig in seine Kammer bekam,

als Domänen wegzugeben!» Zeitweise gelang es Müllers Drängen, die durch die Aufhebung von Lehranstalten frei gewordenen Stiftsgüter in Dotationen für Göttingen umzuwandeln. Später hat sich dann aber doch die junge Staatsgewalt mit ihrer Begehrlichkeit durchgesetzt — zum tiefen Bedauern Müllers und Heynes.

Nachdem so die Lage der Professoren durch Müllers Bemühungen gefestigt war, versuchte er, die vakanten Lehrstühle mit hervorragenden Kräften zu besetzen. Alle diese Berufungsfragen diskutierte er sorgfältig mit Heyne, forderte ihn unablässig auf, geeignete Gelehrte ausfindig zu machen, aber einen ganz strengen Maßstab an sie anzulegen, wenn es sich um Göttingen handle, denn hierher gehöre nur eine Elite. Gerade in Personenfragen leistete ihm Heyne mit seinen Informationen unschätzbare Dienste. Müller hat das mehrfach bezeugt, z. B.: «Dank für die Warnung wegen Wittichs Habsucht, Dank für alle ähnlichen Belehrungen, die einem sonst niemand sagt, und welche zu wissen durchaus nötig ist.» Als der Privatdozent Wunderlich⁸ einen Ruf nach auswärts erhielt, suchte ihn Müller dadurch für Göttingen zu erhalten, daß er ihm ein Extraordinariat in Aussicht stellte; des jungen Altphilologen Enthusiasmus für die Mutter Georgia Augusta sei sehr liebenswert. Müller gratulierte Heyne zu diesem akademischen Nachwuchs: «Welch, trefflicher Jüngling . . . als Mensch und Gelehrter! Welches Vergnügen für Sie, von solchen Kindern Ihres Geistes Ihr Alter umgeben zu sehen.» Heute noch wolle er beantragen, Wunderlich zum Extraordinarius zu befördern: «Wird er es nicht, so müssen wir auch von diesem uns trennen — wie nach und nach von allem.» Müller rechnete auch hier auf Heynes Beistand: «Halten Sie ihn doch, daß er diese Woche noch warte.»

Besonders aber zählte Müller auf die Unterstützung durch Heyne, als es galt, den Historiker Heeren zur Ablehnung eines an ihn ergangenen Rufes der Universität München zu bewegen. Er schrieb einen geradezu beschwörenden Brief an Heyne, dieser möge doch auf seinen Schwiegersohn Heeren einwirken: «Ich bin ganz und gar nicht gemutet, unsere Lobrede auf Kosten anderer zu halten. Wenn ich aber meinem Freund raten soll, so geht Wahrheit allem vor,

⁸ Ernst Karl Wunderlich (1783—1816), Altphilologe an der Universität Göttingen.

was Verdruß auch eingeben könnte... Will unser Freund sich hinausreißen aus der zusammenhaltensollenden Krone, deren ersten Edelstein einer er, auch im Auge der Sieger, ist; dieses Verzweifeln am Vaterland, dieses Trennen von seinen Freunden in der Gefahr, ist seiner nicht würdig. Er steht auf sich zu fest, um einer gemachten fremden Basis zu bedürfen. Im größten Unfall sind die einander zu besserer Hülfe, die sich einmal einander angeschlossen. Ich selbst, ich suche oft in der Idee ein Plätzchen, um ganz meinen Wissenschaften zu leben... Es ist mir selbst von angesehenen Dienern desselben Landes (Bayern) mit Seufzen gesagt, man habe zu groß angefangen, und nun! und die Eifersucht, und der Parteigeist! Wunderlich könnte hingehen, Heeren nicht, ohne die Wespenester alle aufzuregen. Ich sage Ihnen meine Herzensmeinung... Immer kommt es auf ihn an, auf *seinen* Entschluß. Denn er kann auf mich, auf den Hof schieben, daß (ich würde es auch selbst schreiben) wir ihn nicht entbehren wollen. Alles also beruht auf seinem *eigenen* Willen. Wer vermag zu entscheiden, wo *alle* Zukunft verborgen ist? Er sieht meine Meinung: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, sagt der hebräische Dichter.»

Sogar der Ansatz der Ferien wurde mit Heyne diskutiert. Müller wollte auch hier, wie allerwegen, vermeiden, mit den Neuerungen schroff vorzugehen: «Allerdings wird eine Verlegung der Pfingstferien auf eine andere Jahreszeit ratsam sein; sie stören den angefangenen Fleiß. Nur hat man eben jetzt nicht wollen ein Aufsehen machen, Mißtrauen zeigen oder Besorgnisse zu haben scheinen, die nicht waren; daher behielt ich eine von mir auf die erste Ansicht schon ausgefertigte Verfügung zurück.»

Es war Müller durchaus nicht gleichgültig, wie sich die Universität nach außen, in ihren öffentlichen Schriften, darstelle. Daß sich die Professoren von der alten Gepflogenheit, Programme zu publizieren, loszusagen schienen, beunruhigte ihn. Er beklagte «den Verfall dieses zur Würde einer Akademie so wesentlichen Artikels», und er wollte die Verantwortlichkeit des offiziellen Orators festlegen, dessen Amt bisher Heyne innegehabt: «Soll es aber jedem überlassen sein? Was für eine Fürsorge wäre das! Welche seltsamen Dinge würden wir bald zu lesen bekommen! Ich bitte, mir zu melden, was hierin ursprüngliche Norm, was die Observanz ist. Und wenn

Sie, was ich nicht wünsche, im Ernst sich des Geschäftes entziehen wollten, wem es am Schicklichsten für die Zukunft aufgetragen werden könnte, auf daß Göttingen aus einem Athen nicht zu einem Babel werde.» Heyne jedoch hielt dafür, man sei ihm als dem langjährigen Orator Academiae zu nahe getreten, und so weigerte er sich vorläufig, weiterhin die Programme zu verfassen. Da hat Müller mit kluger Schonung der Empfindlichkeit seines Freundes die verfahrenere Situation wieder hergestellt, indem er Heyne weit entgegenkam: «Hören Sie meine einzige Bitte. Melden Sie mir, wann denn der Anlaß einer solchen Schrift wieder kommt? Bis dahin lassen wir die Sache unentschieden. Alsdann, wann die Zeit herannaht, so sehen Sie, wieviel Sie über Ihren billigen Unmut gewonnen haben. Ob Sie dies nicht übersehen wollen? Ich wünsche eifrigst, was Sie wohl denken können. Aber sollte es durchaus nicht von Ihnen zu erhalten sein, so schlagen Sie mir mehrere gute Latinisten vor — wenn es ja durchaus sein müßte.»

Müller ist für seinen Freund bei den staatlichen Instanzen jederzeit eingestanden und hat ihn gerühmt, wo sich nur immer die Gelegenheit dazu bot. Als Heyne, gegen die westfälischen Behörden mißtrauisch geworden, glaubte, ihnen nicht mehr genehm zu sein, redete ihm Müller das aus und beseitigte seine Zweifel: «Denn, so sehr ich mich sonst über vieles Begegnende beklagen möchte, so muß ich doch die Gerechtigkeit den Ministern und dem Hof widerfahren lassen, daß . . . kein Mensch irgend einen Gedanken zu Ihrem Nachteil hegt, keine Spur irgend einer Abneigung existiert. Überhaupt wird nicht leicht ein Gelehrter mit mehr Ehrfurcht erwähnt (Sie haben dieses bei den Franzosen zumal Ihrem Vergil zu danken). Das eine Mal wo *ein σκάνδαλον* vorfiel, war, als der Lektionskatalog eben zu der Zeit bei mir ankam, als der K. Minister des Innern bei mir war. Er durchlas vor mir den Prolog, und ich sah, daß einen dem Druck schwerer Zeiten angemessenen Ton und keine Erwähnung erfahrener Gnaden zu finden, ihm auffiel; ich entschuldigte dies mit allerhand Gründen, die aber nicht haften wollten; endlich erbot ich, darüber nach Göttingen zu schreiben. Dieses nun wollte der Minister durchaus nicht zugeben (Ich tat es dennoch, wie Sie wissen). Weiter wurde nicht davon gesprochen — ja, *nie mehr*. Er war sehr zufrieden mit Ihrer Anzeige der Preise, welche ich ihm übersetzte,

sehr mit der Vorrede der *Commentationes* . . . Vergilius Heyne bleibt immer obenan.»

Auch das Gedeihen der wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften ließ sich Müller sehr angelegen sein. Er überdachte umsichtig jeden Reglementsartikel ihrer Neukonstituierung und förderte ihre Publikationsorgane. Da er wußte, daß die Göttinger Sozietät der Wissenschaften in Paris großes Ansehen genoß, suchte er dieses Prestige für die Erhaltung der Universität nutzbar zu machen. In dieser Beziehung war ihm, wie er seinem Freund anvertraute, der Mathematiker Gauß⁹, wegen seiner Bekanntschaft mit Laplace¹⁰, ganz unschätzbar. Er empfahl die Ernennung von ein paar berühmten französischen Wissenschaftlern zu Sozietäts-Mitgliedern. Der russische Staatsrat August von Kotzebue¹¹ dagegen sondierte selber bei Müller, ob er als Korrespondent der Sozietät aufgenommen werden könnte. Müller untersuchte auch diese Petition sehr gewissenhaft, indem er von Kotzebue «Preußens ältere Geschichte» studierte, und teilte hierauf seinen Eindruck dem Freunde mit: «Ich habe sie ganz und aufmerksam gelesen und kann ihr den Ruhm nicht versagen, daß sie mit vieler Gründlichkeit abgefaßt sei und einen Geist atmet, wozu er sich auf seinem livischen Gut freier bekennen mochte, als wenn er dem Vulkan näher wohnte — jenen Geist edler Rechtliche, der ja nicht untergehen darf»; er habe dem Verfasser vierzig oder fünfzig kleine *σφάλματα* angekreidet. Zwar stellte sich Müller später zu Kotzebues Buch kritischer ein. Aber er kam doch zu dem Schluß, man solle auch diesen berühmten Lieblingschriftsteller eines Teils der Nation durch Ernennung in die Sozietät für Göttingen gewinnen.

Die Bibliotheken betrachtete Müller ebenfalls als wichtigste Arbeitsinstrumente der Gelehrten. Aus seiner eingehenden Beschäftigung mit diesen Instituten spricht der gewiegte Fachmann, der bereits viele Jahre als Bibliothekar gewirkt hatte. Er war entzückt, in Göttingen eine so schöne Sammlung *Helveticorum* vorzufinden,

⁹ Karl Friedrich Gauß (1777—1855), seit 1807 Professor und Direktor der Sternwarte zu Göttingen.

¹⁰ Pierre Simon de Laplace (1749—1827), französischer Mathematiker und Astronom.

¹¹ August von Kotzebue (1761—1819), Schriftsteller.

und beglückwünschte den Kurator Heyne zu diesem seinem Monument. Gerne hätte Müller der Göttinger Bibliothek sofort ergiebige Fonds zugewiesen: «In diesem ersten Jahr, ich weiß es und es ist natürlich, geschieht freilich manches nicht so schnell und vollständig, wie wenn wir einst fixiert sein und wissen werden, was eigentlich dem Königreich bleibt. Aber das Möglichste soll geschehen, an mir wenigstens nichts ermangeln.» Für den Fall, daß die wissenschaftlichen Sammlungen in ihren Mitteln weiterhin ungebührlich verkürzt werden sollten, empfahl Müller drastische Maßnahmen. Er werde dann nichts dawider haben, «daß die Sozietät, die Direktion der Bibliothek und des Musei, Sie und andere berühmte Lehrer, die viele äußere Verhältnisse haben, in die Zeitungen einrücken, was Sie mir neulich schrieben und wovon ich hoffe, daß es den König aufmerksam machen werde, diesen ungeheuren Mißbräuchen zu steuern.»

Der Unverstand und das Übelwollen, denen Müller in der Verwaltung oft begegnete, setzten seiner Gesundheit zu: «Ich war dieser Tage auch nicht eben wohl; das kommt aber immer von außen. Es sind Amtsübel. . . Es ist eine besondere *ἀναταραχή* in dieser Welt. *Μὴ πτολεμῆτε* (?) muß das Losungswort sein. Außer meinen Berufsarbeiten lebe ich ganz den Studien und gehe so wenig aus wie Sie; des Mißverständes, der Zuträgereien ist allzu viel.»

Zeitweise mußte Müller den drängenden Heyne, der alles gerne sehr rasch erledigt gesehen hätte, beschwichtigen: «Die vielen Besuche von den Ständen, mehrere Ceremonientage, häufige Assembles, mitunter außerordentliche Geschäfte, bringen auch meine Sache in fatale Verwirrung, und Minister Siméon¹², dessen Darstellung der Lage des Reichs Sie wohl schon haben (sonst sende ich's gleich), ist auch so überladen, daß ich die Verzögerung der Entschlüsse nicht so übel nehmen kann.» Ein andermal erklärte Müller entschuldigend, er müsse jeden Tag gegen zwanzig Pflichtbriefe schreiben: «Diesen Morgen werde ich nicht alles beantworten können, da ich mit einem großen Bericht und vielen Tabellen über das gesamte Schulwesen an der Elbe, Saale, Leine, Oder und auf dem Harz beschäftigt bin, welche Dinge heute übergeben sein sollten.»

¹² Joseph Jérôme de Siméon (1749—1842), westfälischer Minister des Innern.

Die von den Behörden geplante Aufhebung vieler Gymnasien mußte auch die beiden Freunde schmerzlich treffen, weil dadurch die Universitäten der für sie so nötigen Vorbereitungsschulen beraubt wurden. Aus Rücksicht auf Heyne zögerte man mit der Auflösung des Gymnasiums Ilfeld; Müller berichtete seinem Freund: «daß aus der Verehrung für Sie, die jedem humanen Mann beiwohnt, in der Besorgnis, daß es Sie betrüben könnte, der Gedanke nicht prosequiert worden ist.» Da aber Müller voraussah, die Auflösung werde in absehbarer Zeit doch geschehen, fragte er sich, ob es für alle Beteiligten nicht besser wäre, wenn sie von Heyne selber durchgeführt würde. Ganz einig fühlte er sich mit seinem Freund in der Überzeugung, «daß wenigstens ein paar echtgelehrte Schulinstitute für Philologie, und was in deren Zusammenhang die Basis wahrer Wissenschaft ausmacht», notwendig erhalten werden müßten; an Geld hiezu sollte es nicht gebrechen.

Auch in der Beurteilung der neuesten wissenschaftlichen Produktion und der herrschenden philologisch-philosophischen Modeströmungen stimmten die Freunde überein. Müller bekräftigte es: «Sie (die höhere Kritik) treibt es wirklich zu toll. Unhaltbarer, willkürlicher, dabei skandalöser, habe ich in der Art lange nichts gelesen als Eichhorns¹³ Einleitung in die drei ersten Evangelien. Schleiermacher hat an Planck¹⁴ seinen Mann gefunden. So wünschte ich jenem Buch einen scharfsinnigen Commentator von lebhaftem Witz.» Rauhe Kritik mochte Müller indessen nicht leiden: «In der Rezension ist der Verfasser unverkennbar, ein vortrefflicher Gelehrter unstreitig, auch im Umgang nicht böse, aber in der Polemik wie die alten römischen und holländischen Grammatiker.»

Über die große Politik ist in den Briefen Müllers an Heyne wenig die Rede. Immerhin gibt Müller die Nachrichten von den entscheidenden Kriegereignissen unverzüglich an den Freund weiter. Er betont wiederholt, daß wegen der Abwesenheit des Königs, der den Kaiser auf seinem Feldzug gegen Österreich begleitet, in Universitätsangelegenheiten keine wichtigen Entschlüsse gefaßt

¹³ Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827), protestantischer Theolog und Orientalist, Professor in Göttingen.

¹⁴ Gottlieb Jakob Planck (1751—1833), protestantischer Theolog, seit 1784 Professor an der Universität Göttingen.

werden könnten, besonders keine finanziellen: «Sonst weiß ich jetzt kein erledigtes Geld, wohl aber, daß Krieg ist.» Auch rühmt er etwa die Großmut seines Souveräns: König Jérôme habe die gefangenen hessischen Bauern je mit einem Geldstück beschenkt und mit der Ermahnung heimgeschickt, fleißig zu arbeiten.

Die überhandnehmenden Duelle unter der studentischen Jugend bildeten eine gemeinsame große Sorge der beiden Freunde. Mit der moralischen Unterstützung Heynes forderte Müller die Universitätslehrer zur Befehdung dieser Unsitte auf: «Möge der Zweikampf, selbst nach dem Verstand der Römer und Griechen, wie eine nordische Barbarei, diese aber verächtlich dargestellt werden.» Die überwiesenen Studenten müsse man relegieren. Er sei geneigt, die Wundärzte der Anzeigepflicht zu entheben; denn es sei besser, daß zwanzig dieser Torheiten unbeachtet blieben, als wenn ein einziger deshalb sterbe, weil er aus Angst vor der Anzeige nicht gewagt habe, einen Wundarzt zu rufen. Gegenüber dem Prorektor — dem Widersacher Heynes — schlug Müller ungewohnt scharfe Töne an, wohl in der Absicht, damit die Professoren und Studenten zu eifriger Abwehr des Übels anzustacheln. Er fragte sich, ob er nicht sämtliche sechzehn Schuldige, deren Namen er kenne, verweisen solle: «Ich getraue mir nicht, die indisziplinierte Rotte länger als Zöglinge der Musen interessant zu machen.» Drei Studenten erhielten auf Müllers Verfügung und mit stillschweigender Billigung Heynes sofort das Consilium abeundi. Müller hoffte, daß der beklagenswerte Tod eines Studierenden «nun in den Rasereien einigen Stillstand bewirken» werde.

Auch die Studentenkrawalle nahmen Müller über Gebühr in Anspruch. Man hatte einzelnen Verbindungen Aufzüge erlaubt, die bisher streng verboten gewesen waren. Dabei kam es wegen der üblichen Ehrenhändel zu Raufereien, und noch Ärgeres drohte. Müller eilte im Auftrag des Königs nach Göttingen. Es gelang ihm, die aufgeregten Gemüter zu besänftigen, worauf die Studenten gelobten, es nicht mehr zu solchen Exzessen kommen zu lassen. In einer zweiten Proklamation an die Studenten erinnerte sie Müller an das gegebene Wort: «Fortgang in den Studien, Freudigkeit und Ruhe des Lebens werden seine Früchte sein.» Aus diesen Vorkommnissen sah Müller die Notwendigkeit — wozu Heyne stets geraten

hatte —, zur Erhaltung der Disziplin die bisherigen akademischen Gesetze in Kraft zu belassen.

Wenn Heeren, der gelegentlich für seinen Schwiegervater Heyne die Korrespondenz mit Müller führte, dem Unterrichtsdirektor zu diesem Erfolg gratulierte und ihm schrieb, jetzt sei sicher keine Störung mehr zu befürchten, so täuschte er sich sehr. Denn allmählich begannen deutsch-nationale Elemente die Studenten aufzuputtschen. Wieder ereigneten sich Unruhen, wobei Verbindungsmänner mit aufrührerischen Zentren in Deutschland festgestellt wurden. Auf diesen politischen Einschlag, der bei Hofe sehr übel vermerkt wurde und für die Universität die schlimmsten Folgen zeitigen konnte, wies Müller in einem geharnischten Schreiben an den Prorektor hin: «Die Landsmannschaften hören auf, ein bloß akademisches Unwesen zu sein. Man hat Spur, daß sie von Emissärs mißbraucht worden. Und was wollen diese Unsinnigen, als einige hundert Jünglinge von Bildung, die Blüte der Nation, in ihr äußerstes Verderben stürzen! Non tali auxilio et defensoribus istis tempus eget. Sie können erwarten, was geschehen könnte, wenn jene Spuren deutlicher würden. In unseren Tagen nimmt jede solche Verbindung eine nicht studenticoſe, sondern ernſte, ſehr ernſte Anſicht; ein wahrer Studentenfreund iſt, wer auf alle Weiſe ihnen die Notwendigkeit beibringt, ihre Landsmannſchaften und Orden ſchleunigſt aufzulöſen¹⁵.»

Wie ſehr Müller an allen Sorgen Heynes, wiſſenſchaftlichen und privaten, teilnahm, zeigt ſein unentwegtes Einſtehen für deſſen Schwiegersohn Heeren, als dieſer von einem franzöſiſchen Rezenſenten heftig angegriffen worden war. Müller ließ die betreffende Beſprechung von Heerens «Kreuzzügen» ſuchen, las ſie und teilte Heyne ſeinen Eindruck mit: «Bitter, grob, ungerecht. Er iſt. . . voll aller Vorurteile ſeiner Nation und Kirche gegen andere. Von Ludwigs IX. Tod (1270) bis auf ſeines Enkels Händel mit dem Papſt (1303) zählt er à peine douze ans. Grob iſt er überhaupt gegen alle Deutſche. Er verdiente eine ſcharfe Zurechtweiſung, wenn es der Mühe wert wäre und nicht koſtbare Zeit verſchwendete. Mir überlief die Galle bei den Übertreibungen, Einſeitigkeiten, Verdrehungen, Inſolenzen.»

¹⁵ ARTHUR KLEINSCHMIDT: *Zur Geſchichte der Univerſität Göttingen unter Jérôme*; Zeiſchrift des Vereins für Niedersachſen, Hannover 1881, S. 202.

Heyne zuliebe erkundigte sich Müller nach dem «Kritikaster»: «Er wird mir als ein unbedeutender Mann geschildert, welcher vermutlich Karl Villers¹⁶, welchen er sonst schon angegriffen, habe wehe tun wollen.» Und nun spendete Müller seinem Freunde Trost und Rat, den er seinem Schwiegersohn weitergeben möge: «Ich denke, unser Freund läßt es — praeterfluere, wie ich immer getan; das Libell von Fr. Buchholz¹⁷ wider mich. . . habe ich gar nicht gelesen. Hat Platons Ruhm durch die hämischen Anekdotchen im Athenaeus gelitten? Sie selbst, Verehrtester, als die, so ihr Brot gegessen, die Hand wider Sie aufhoben, haben edel — geschwiegen¹⁸.»

Kurz vor seinem Tode war es Müller vergönnt, mit seinem Freund zusammenzutreffen. Er plante, in Begleitung Reinhardts¹⁹ einen Besuch in Göttingen zu machen: «Es verlangt mich unaussprechlich, Sie wieder zu sehen.» Jedoch mußte gewartet werden, «bis der Kaiser tief im Krieg ist, um sicher zu sein, daß er nicht etwa den Gesandten ruft». Dann war es wieder Goethe, der die Ausführung der Reise verzögerte. Er wünschte Müller und Reinhard in Göttingen zu treffen: «Wir warten auf seine Bestimmung, hoffen jedoch, gegen Ende der Woche bei Ihnen zu sein.» In den letzten Tagen des April 1809 konnte der Besuch durchgeführt werden. Nach Kassel zurückgekehrt, zehrte Müller von der Erinnerung an dieses Zusammensein: «Erstlich das zärtliche Mitgefühl der Freude, Sie wieder, und so wohl, gesehen zu haben. Quem fors dierum cunque dabit, appone, lucro, sagt der Weise, dessen Art nun die ratsamste ist. . . Der letzte Abend bei Blumenbach²⁰ war herrlich, wie der Dessert der schönen Genüsse. Welch ein genialischer, umfassender und auch herrlicher Mann.» In der allerletzten, kurz vor seinem Ableben an

¹⁶ Charles François Dominique de Villers (1765—1815), französisch-deutscher Gelehrter und Schriftsteller.

¹⁷ Paul Ferdinand Friedrich Buchholz (1768—1843), Schriftsteller, Verfasser einer polemischen Schrift «Johannes von Müller», erschienen in «Galerie preußischer Charaktere», Germanien 1808, S. 415—445.

¹⁸ Anspielung auf die Publikation von FRIEDRICH AUGUST WOLF, «*Briefe an Heyne, eine Beilage zu den neuesten Untersuchungen über Homer*», 1797.

¹⁹ Karl Friedrich von Reinhard (1761—1837), seit 1808 Gesandter Napoleons am westfälischen Hof.

²⁰ Johann Friedrich Blumenbach (1752—1840), Naturforscher, Professor zu Göttingen.

Heyne gerichteten Zeile vom 18. Mai spricht Müller die Hoffnung aus, bald wieder nach Göttingen zu kommen.

Heynes Trauer über den unerwarteten Tod Müllers galt zunächst dem Verlust des treuen Freundes und des hervorragenden Menschen. Er goß seinen Schmerz in eine Elegie²¹, deren erste Verse die bange Frage nach der Unvergänglichkeit von Müllers Geist variieren:

So stand das Uhrwerk still! Das schöne Meisterwerk.

War dies der letzte Hauch, mit dem das Leben endet?

Und ist der Geist zugleich mit diesem Hauch entflohn?

Wie? oder wird er in den Weltgeist übergehn?

Dahin zurückgehn, wo er hergekommen?

.....

Die Erschütterung über den Hinschied des Gelehrten und Prorektors der Universität fand indessen den schönsten Ausdruck in Heynes ausführlichem akademischen Elogium auf Müller. Diese edle Würdigung mündet in das Bekenntnis: «Nullus cogitari poterit honos illustrior, aut insignius viri immortalis decus memoriae! Quandoquidem ita demum vixisse iuvat, si pluribus te profuisse, neminem laesisse, uno ore pronuntiet posteritas. Have pia anima, have! Praeiuisti, nos aequis passibus te sequemur²².»

²¹ A. H. L. HEEREN, *Biographische und literarische Denkschriften, Historische Werke*, 6. Teil, Göttingen 1823, S. 405.

²² *Commentationes societatis regiae scientiarum Göttingensis*; CHR. G. HEYNE, *Memoria Joannis de Muller*, S. 12.